



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

X. X.: Briefe aus der Kaiserstadt.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Interessen" — des Staates gegenüber der römisch-katholischen Kirche — „vor Schädigung zu bewahren.“

Soweit die Thronrede. Man hat die Ankündigung der Errichtung bürgerlicher Organe zur Beurkundung der Geburtsfälle, zur Eheschließung und zum Begräbniß vermißt. Neuerdings wird versichert, daß diese Vorlagen gleichwol in sicherer Aussicht stehen. Unserer Ansicht nach sind solche Vorlagen, deren Nothwendigkeit unbestreitbar ist, jedoch vielmehr Sache der Reichsgesetzgebung und nicht der Landesgesetzgebung.

Das Abgeordnetenhaus hat in dieser Woche in der üblichen Art durch die Abtheilungen die Vorprüfung der Wahlen vorgenommen und außerdem sein Präsidium gewählt. Daß man dabei die zahlreiche Centrumsfraction ausgeschlossen und dieselbe damit von vornherein als eine unversöhnliche Feindin behandelt hat, dünkt mir ein nicht zu rechtfertigendes und sogar bedauernswerthes Verfahren. Mögen die Principien unversöhnlich sein, die Personen sind formell Vertreter desselben Volkes und gezwungen, mit einander zu arbeiten. Da darf nicht jeder Schritt den gegenseitigen Argwohn hervorrufen und vom Argwohn eingegeben sein.*) Parlamentarische Gegner dürfen sich doch nicht die persönliche Ehrenhaftigkeit von vornherein bestreiten. Thun das ja nicht einmal die Feinde im blutigen Waffenkampf, wo bei jedem gemeinschaftlichen Act, wie selbst der Krieg sie beständig nothwendig macht, beiderseitige Vertrauenspersonen zusammenwirken. Die Thronrede beruft sich auf das Bewußtsein der Regierung und der Landesvertretung, von dem Streben für das Heil der Gesamtheit geleitet zu werden, auch wo sie lebhaften Strömungen entgegenzuwirken genöthigt sind. Darauf schließt die Thronrede mit einem Aufruf an den versöhnenden Geist der Liebe zum Vaterlande. Uns dünkt, die Mehrheit des Abgeordnetenhauses hätte weise gehandelt, wenn sie bei der Präsidentenwahl einen Beweis gegeben hätte, daß sie ihrerseits bereit ist, die Hand zur Versöhnung auf dem Boden der Vaterlandsliebe zuerst darzureichen, wie es dem stärkeren Theil allemal zukommt.

C—r.

Briefe aus der Kaiserstadt.

Berlin, 16. November.

Es war ein recht frostiger Tag, der 12. November! Zum ersten Male zeigte sich das Eis an den Fenstern und auf den Straßen. Hoffentlich kein böses Omen für die zwölfte Legislaturperiode des preussischen Landtags, die

*) Sollte man sich etwa auf ein Vicepräsidium Mallinrodt einrichten?
Grenzboten IV. 1873.

D. Heb.
40

an demselben Tage ihren Anfang nahm. Wir wollen nicht sagen, daß die Thronrede die Herzen recht sonderlich erwärmt hätte; aber man hörte und las sie doch allgemein mit einem Gefühl wirklicher Befriedigung, größerer Befriedigung vielleicht, als der Berliner sich selbst eingestehen mag. Das fühlte doch ein Jeder heraus, daß die Unumwundenheit, mit welcher die Regierung in dem Wahlergebniß, also in dem eminenten Siege der liberalen Richtung ein ihrer Politik ertheiltes Vertrauensvotum erblickte, den Abschluß einer merkwürdigen parlamentarischen Entwicklung, den Beginn einer neuen, verheißungsvollen Aera des Zusammenwirkens zwischen den verschiedenen Factoren der Gesetzgebung bedeutete. Die endlich erfolgte Modification des Staatsministeriums konnte das Vertrauen nur bestärken; schade jedoch, daß der Eindruck dieser Modification durch die damals noch schwebende Combination Blankenburg erheblich beeinträchtigt wurde! Nachdem dieselbe nunmehr beseitigt, wird man die Umgestaltung des Cabinets durch die Berufung eines mit der gegenwärtigen Politik der übrigen Räte der Krone harmonisirenden Mannes auf den Posten des landwirthschaftlichen Ministers demnächst vollendet zu sehen hoffen dürfen. Erst dann wird man nicht mehr zu befürchten haben, daß der in der Thronrede ausgesprochene Entschluß der Regierung, die in den letzten Sessionen betretenen Bahnen „ruhig und fest weiter zu verfolgen“, durch den Zutritt eines heterogenen Elements ins Stocken gerathe. Es war ohnehin bedauerlich genug, daß die Regierung über die Art und Weise ihres weiteren Vorgehens nur dürftige Andeutungen gab, daß sie die sicher erwartete Ankündigung hochnothwendiger Gesetzentwürfe, vor allem der obligatorischen Civilehe, ganz unterließ. Der Unglücksrabe in Gestalt der „Kreuzzeitung“ versuchte sogar, das Scheitern grade dieses Entwurfs an entscheidender Stelle wahrscheinlich zu machen. Glücklicherweise hat man auf liberaler Seite Grund, über diesen Punkt beruhigt zu sein. Doch drücken andere Sorgen. Die Weise, wie der Erzbischof von Posen fortfährt, der Staatsautorität Hohn zu sprechen, macht eine schleunige Ergänzung der Kirchengesetze auch in Bezug auf die der Regierung zustehenden Strafmittel nothwendig. Man wird annehmen dürfen, daß über den Grafen Ledochowski längst die Amtsentsetzung verhängt sein würde, wenn nicht mit Sicherheit vorherzusehen wäre, daß er seine Functionen auch nach der Absetzung fortführen würde. Dies zu verhüten mangelt es an der gesetzlichen Handhabe. Es mag schwer sein, eine solche zu finden; gegen die Anwendung der Landesverweisung zu diesem Zwecke scheint eine ziemlich allgemeine Abneigung zu bestehen. Allein einerlei auf welche Weise, es wird ein Auskunftsmitglied gefunden werden müssen, und da die Regierung das Versprechen gibt, alle in der Sphäre der Kirchengesetze weiter erforderlichen Schritte rechtzeitig folgen

lassen zu wollen, so wird das Harren der Landtagsmajorität auf eine baldige Vorlage in dieser Richtung hoffentlich nicht vergebens sein.

Was die Fortführung der Reform der innern Verwaltung betrifft, so wird man sich mit der, wenn auch nicht ganz deutlich ausgesprochenen Inaussichtstellung einer Provinzialordnungsvorlage und eines Entwurfs zur Errichtung eines obersten Verwaltungsgerichtshofes für diese Session zufrieden geben können. Schmerzlich enttäuscht aber sah man sich, als das Gerücht von der Ankündigung eines Gesetzes betreffs Aufhebung der Zeitungs- und Kalenderstempelsteuer sich nicht bewahrheitete. Zu oft sind die Gründe, welche gegen diese ungerechte und das geistige Wohl der Massen nur zu sehr schädigende Auflage sprechen, dargelegt worden, als daß wir sie hier wiederholen sollten. Aber was erst in neuerer Zeit, unter dem Drucke der ins Ungefüme gesteigerten Herstellungskosten, klar geworden ist, das ist die Thatsache, daß in Preußen ein großes Blatt, welches seinen Ruf unbesleckt erhalten will, auf die Dauer kaum noch existiren kann. Wer sich über die Corruption der Presse, über ihre Beziehung zu dem Gründungsschwindel beschwert, der klagt zunächst die Stempelsteuer an. Desgleichen, wer die Nase darüber rümpft, daß wir es noch nicht zu einer Presse in dem großen und gediegenen Style der englischen gebracht haben. Die „Spener'sche Zeitung“ hat vor 1½ Jahren einen solchen Versuch unternommen. Allein, trotz aller Anstrengungen eines so geachteten und befähigten Leiters, wie Wehrenpennig, trotz aller Hingebung seiner Mitarbeiter ist sie bereits am Ende; die das Blatt besitzende Actiengesellschaft hat diese Woche die Liquidation beschlossen. Wie man hört, will nunmehr die freiconservative Fraction ihr Glück mit dem alten Blatte versuchen, das, wie bekannt, die außergewöhnliche Ehre genießt, zur täglichen Lectüre des Kaisers zu gehören.

Doch lassen wir die Politik und erinnern wir uns, daß uns der letzte Mittwoch außer der Landtagsöffnung noch mit einem ganz andern Ereigniß überraschte, nämlich mit der ersten Aufführung von Paul Lindau's fünf-actigem Schauspiel „Diana“ im königl. Schauspielhause. „Was soll das bedeuten?“ fragte mich ein Freund, als das Stück zu Ende war. „Das wissen die Götter!“ war meine Antwort. Der Leser urtheile selbst! Wir befinden uns auf dem Gute der Familie von Dahlen, in der Nähe einer deutschen Hauptstadt. Die Insassen des Hauses bestehen aus Vater und Sohn; der Erstere, Herbert v. Dahlen, ist seit langen Jahren — irren wir nicht, seit zwanzig — Wittwer, dabei aber erst im 49. Jahre und kann sich, wie seine guten Freunde von ihm sagen, nicht entschließen, alt zu werden. Der Sohn, Kurt mit Namen, ist 1866 als junger Lieutenant bei Kissingen schwer verwundet worden, hat sich dann auf die Bildhauerei geworfen und

soeben ein erstes Kunstwerk, die jagende Diana vorstellend, vollendet, über welches alle Welt voll Bewunderung ist. Beide Männer stehen zu einander nicht in dem gewöhnlichen pietätvollen Verhältnisse von Vater und Sohn, sondern in demjenigen einer Freundschaft, welche ihnen gestattet, alle, auch die bedenklichsten Lebenserfahrungen im Tone des Lebemannes mit einander auszutauschen. Kurt ist verliebt in einen niedlichen Bäckfisch, Else von Teschnitz; er steht im Begriff, sich mit ihr zu verloben. Da plötzlich kommt ihm eine böse Nachricht. Nach der Schlacht von Kissingen hatte ihn eine Gräfin Esther von Thern in ihr Haus aufgenommen und mit liebevollster Sorgfalt gepflegt. Leider entspann sich zwischen dem Genesenden und der schönen Gräfin ein Verhältniß, welches der Letzteren Herz ihrem rechtmäßigen Gatten auf immer entfremdete. Eine Reihe von Jahren ist seitdem vergangen, den anfänglichen Briefwechsel hat Kurt bald abgebrochen; aber Esther ist ihm das Ideal geblieben für sein künstlerisches Schaffen; für seine vielbewunderte Diana ist ihm die jagdliebende Gräfin das Modell gewesen. Esther, die längst Wittwe geworden, steht, wenn wir nicht irren, in der „Illustrierten Zeitung“ eine Abbildung des Kunstwerks; sie weiß, daß sie in gewissem Sinne die Urheberin desselben gewesen; nun kommt sie, dem genialen Künstler nach so vielen Jahren „einmal wieder die Hand zu drücken“. Kurt ist im höchsten Grade betroffen über diesen unerwarteten Zwischenfall; er entdeckt dem Vater die bis dahin verschwiegenen Kissinger Erlebnisse, und dieser als braver Freund, übernimmt mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit das Geschäft, die lästige Dame cavalièrement bei Seite zu schaffen. Unglücklicherweise passiert ihm dabei das Malheur, sich selbst in die reizende, geistvolle Gräfin zu verlieben. Er beschließt, sie zu heirathen. Darob eine heftige Scene zwischen Vater und Sohn. Kurt geht so weit, dem Vater die Heirath kurzweg zu verbieten; dieser antwortet damit, daß er fortstürzt, der Gräfin seinen Antrag zu machen. Der Sohn bricht zusammen unter dem Bewußtsein, daß die Bande, welche ihn an den Vater geknüpft, mit Einem Schlage zerrissen sind. In diesem Augenblick sendet ihm Else den Verlobungsring zurück; Esther, die ihr als einstige Pensionärfreundin einen Besuch gemacht, hat ihr von ihren Beziehungen zu Kurt erzählt. Und unmittelbar darauf erscheint die Gräfin selbst vor Kurt. Wie ein Rasender überhäuft er sie mit Schmähungen: da sie ihn nicht besitzen könne, so suche sie ihn zu verderben; das Herz seiner Else mache sie ihm abspenstig und durch die Verbindung mit seinem Vater wolle sie dem Ganzen die Krone aufsetzen. Esther, die von gar nichts weiß, ist anfangs starr vor Staunen, dann lodert sie auf in furchtbarem Zorn. Wie Keulenschläge treffen ihre Worte den undankbaren Pflögel, den gewissenlosen Liebhaber, und triumphirend geht sie, mit dem aus-

gesprochenen Entschlusse, den Antrag Herbert's von Dahlen anzunehmen, wenn nicht aus Liebe zum Vater, so doch aus Haß gegen den Sohn. Allein, was überlegt man sich nicht alles in 14 Tagen! Wie, Esther sollte eine ganze Familie, inclusive ihrer schwererkrankten Freundin Else, unglücklich machen? Gott bewahre, dazu ist sie ja viel zu gutmüthig! Freilich, heirathen ist für eine junge Wittwe immerhin eine schöne Sache, aber warum denn gerade einen Herrn von Dahlen? Ist da nicht Herr Friedrich Wilhelm Ruck? Ein spaßhafter Gimpel zwar, aber ein ehrlicher Kerl und obendrein glühend von aufrichtiger Verehrung für die Gräfin, für deren Ruf, wie wir durch einen indiscreten Freund erfahren, er sich sogar bereits geschlagen hat. Vortrefflich, die Lösung ist gefunden! Nun wird die Gesellschaft wieder lustig, ein Kaulauer folgt dem andern und ein fröhliches Ballfest mit obligater allseitiger Versöhnung bildet den Schluß.

Was um Alles in der Welt hat sich der Dichter bei diesem „Schauspiel“ gedacht? Wir sehen zunächst zwei Acte, die sich leidlich auf dem Niveau des Lustspiels halten; zwei Scenen zwischen Kurt und Else sind von äußerst anmuthiger Frische und Natürlichkeit. Der dritte Act bringt die erregten Auftritte zwischen Vater und Sohn, zwischen Kurt und Esther. Wir ahnen Etwas von sittlicher Schuld, woran vielleicht alle drei, die beiden Dahlen sammt der Gräfin, Theil haben. Wir sehen eine Kette schwerer Seelenkämpfe voraus, einen Knäuel gefährlicher Verwicklungen, die vielleicht zu tragischem Ausgang führen. Mit einem Worte, wir fühlen: es wird Ernst. In ängstlicher Spannung harren wir den letzten beiden Acten entgegen, um — mit einer gewöhnlichen Posse abgefunden zu werden! So wenig wir die rapide Befänstigung des Weibes, das am Schlusse des dritten Actes ein ganzes Meer dämonischer Leidenschaft im Busen zu tragen schien, begreifen könnten, wir würden sie uns doch gefallen lassen, wenn sich der seelische Verwundungsproceß in einer der Größe der Situation würdigen Form vollzöge. Statt dessen schiebt der Dichter der gekränkten Gräfin eine widerwärtige Nebenperson auf den Hals, die ihre Bekehrungsversuche in einem Tone vornimmt, welcher der Galerie allerdings zu nicht geringem Ergötzen dient, dem urtheilenden Zuschauer aber nothwendig die Frage aufdrängt, warum das stolze imposante Weib den ungezogenen Eindringling in etwaiger Ermangelung eines Hausknechts nicht selbst an die Lust setzt. Doch sei's darum! Mit welchem Rechte aber wird die arme Esther schließlich dem Gecken Ruck verlobt? Kann es für eine geistvolle, selbstbewußte Frau eine härtere Strafe geben, als die Verbindung mit einem Manne, der nicht nur vollkommen unbedeutend, nein, der die fleischgewordene Lächerlichkeit ist? Woher hat sie diese Strafe verdient? Etwas für das Verhältniß zu Kurt von Dahlen?

Nun, die Tragweite dieses Verhältnisses ist aus den vorhandenen Acten leider nicht genau zu constatiren, aber von zwei Dingen eins: entweder das Verhältniß hielt sich innerhalb der Schranken des Erlaubten und dann haben wir kein Recht, eine Sühne zu fordern; oder es ging über diese Schranken hinaus und dann hatten beide Theile die Schuld zu büßen. Statt dessen darf Freund Kurt nun seine reizende Elise ungestraft heimführen und wird an ihrer Seite voraussichtlich der Glückliche der Sterblichen werden. Uebrigens glauben wir gern, daß der Dichter an eine Bestrafung der Gräfin gar nicht gedacht hat. Für den Fall, daß sie die Verbindung mit Herrn Kuck jemals zu bereuen haben sollte, hat er sogar die zartfühlende Freundlichkeit, anzudeuten, daß die schöne Diana eines harmlosen Aktäon ja in einen Hirsch umwandeln kann. Er hätte wahrscheinlich auch nichts dagegen gehabt, wenn Esther an der Hand eines Mannes von Geist aus der Affaire hervorgegangen wäre; aber er konnte des Herrn Kuck nicht entbehren, denn Herr Kuck ist die lustige Person des Stücks. Und diesem höchst persönlichen Bedürfniß des Dichters zu Liebe mußte die unschuldige Esther geopfert werden, sie, die als Charakter zwanzigmal mehr werth ist, als beide Herren von Dahlen zusammen genommen. Denn welch ein trauriger Mensch ist dieser Kurt, der so sehr, wir wollen nicht sagen alle Pietät gegen eine Jugendliebe, wohl aber die Pflicht der Dankbarkeit gegen die aufopferungsvolle Pflegerin vergessen kann, daß er, um ihr auszuweichen, sie wie eine Abenteurerin der Discretion des Lebemannes Herbert überantwortet, und daß er, als er ihr Auge in Auge gegenübersteht, mit einer Fluth gegen sie gerichteter Insinuationen sich selbst zu rechtfertigen sucht! Und dieses trefflichsten Sohnes trefflichster Vater, der seinem leichtfertigen „Freunde“ Kurt zu Liebe gegen die Lebensretterin seines einzigen Kindes so bereitwillig mit dem ganzen Apparat eines galanten Abenteurers zu Werke geht, soll er uns etwa Respect vor der Familie Dahlen einflößen? Der Umstand, daß er sich ernstlich in Esther verliebt, macht die Sache nur noch toller. Aber trotzdem sind die Herren von Dahlen die Ehrenmänner des Stücks und kommen ungeschoren davon, wenn man nicht die schließliche Erkenntniß des Vaters, daß er „alt geworden“, als Nemesis betrachten will.

Von welcher Seite man das Lindau'sche Stück betrachte, immer von Neuem endet man mit der Frage: „was soll das bedeuten?“ Es ist schlechterdings unmöglich, des Dichters eigentliche Absicht herauszufinden. Er will uns ein Sittengemälde aus der heutigen Gesellschaft entrollen. Die zweideutigen Anspielungen der beiden ersten Acte, die pikante Verwicklung des dritten Actes lassen uns voraussetzen, daß er sich seiner Aufgabe in der Weise der Sardou, Feuillet, Dumas und Gen. entledigen wird. Da kommt der vierte

Act und mit ihm die Gewißheit, daß wir einfach an der Nase herumgeführt sind. Dies Verfahren des Dichters wäre nur dann erklärlich, wenn er uns dafür hätte bestrafen wollen, daß wir von einem deutschen Autor und noch dazu in den geweihten Hallen der ersten Bühne des Reichs das unsaubere Gesellschaftsdrama der Franzosen erwartet hatten. Leider beweisen die trivialen Frivolitäten der beiden letzten Acte nur zu evident die Unmöglichkeit dieser Auffassung. Bei Licht besehen, ist Lindau's Stück, seinem moralischen Werthe nach gemessen, um nichts besser, als jene französischen Machwerke; denn die Stümperei in der Ausnutzung des Unsittlichen ist kein mildernder Umstand. Und dann, begreift denn überhaupt ein Mensch diese Lindau'sche Gesellschaft? Unbegreiflich ist das Verhältniß zwischen Vater und Sohn, unbegreiflich das Benehmen gegen die Gräfin, unbegreiflich seine kindliche Naivetät in den Scenen mit Else, unbegreiflich die ernstliche Liebe Herbert's zu Esther, unbegreiflich der letzteren Freundschaftsverhältniß zu Else und unbegreiflich ihre Vermählung mit Ruck. Kurz, es ist die Komödie der Unbegreiflichkeiten. Das Allerunbegreiflichste aber ist: wie kommt dies Stück auf die ehemals so exklusive königliche Bühne? Fängt man auch hier an, sich auf Kassenstücke zu verlegen? Pecuniär fährt man damit allerdings sehr viel besser, als mit Schiller und Goethe. Auch Mißerfolge sind kaum zu befürchten; denn wenn man zur Besetzung der Hauptrolle eine Erhart und für die Nebenrollen gar einen Döring und eine Friedl-Blumauer zur Verfügung hat, kann man getrost auch bedenkliche Producte über Wasser zu halten hoffen. Grade umsomehr aber sollte das vornehme Schauspielhaus sich hüten, dem Wallner oder gar dem Stadttheater Concurrenz zu machen.

X. X.

Pflanzerleben in Indien.

Kulturgeschichtliche Bilder aus Assam von Oskar Flex. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung 1873.

In welchen überseeischen Gegenden träfen wir Deutsche nicht? So muß man fragen, denn in der That, unsre Landsleute sind überall, und überall wissen sie durch ihre Tüchtigkeit, ihren Fleiß und ihre Ehrlichkeit sich empor-